

Universität
Münster

**Zwölf Monate,
zwölf Menschen
Porträts 2024**



Vorwort

Verehrte Leserin, verehrter Leser,

mit rund 42.000 Studierenden und 8.000 Beschäftigten entspricht die Universität Münster in etwa der Bevölkerungsgröße von Städten wie beispielsweise Gronau, Heidenheim und Straubing. Und genauso wie dort geht es auch bei uns auf dem Campus, in den Hörsälen, Laboren, Büros und Seminarräumen zu. Zu dieser Lebendigkeit, Kreativität und wissenschaftlichen Dynamik tragen aber weniger unsere Strukturen als vielmehr jede und jeder Einzelne bei – mit ihren Leistungen, ihrem Engagement und ihrer Persönlichkeit sorgen sie auf ihre individuelle Art für den guten Ruf unserer Hochschule. Menschen sind es, die die Universität Münster zu einem unverwechselbaren und attraktiven Biotop machen.

Mit dieser Publikation möchten wir diese individuellen Leistungen an der Universität Münster würdigen und Ihnen einige herausragende Personen des vergangenen Jahres vorstellen – in zwölf Porträts, eines für jeder der zwölf Monate des Jahres 2024. So erfahren Sie beispielsweise Wissenswertes über eine Zellbiologin, die die Gedächtnisforschung Herausragendes leistet; über einen unserer profiliertesten Chemiker, der der Europäische Forschungsrat ausgezeichnet hat und über einen überaus engagierten und talentierten Medizin-Studierenden, den das Rektorat mit der Universitätsmedaille geehrt hat.

„Was ein Mensch an Gutem in die Welt hinaus gibt, geht nicht verloren“, sagte einst der deutsch-französische Arzt und Forscher Albert Schweitzer. Ich versichere Ihnen, dass Sie bei der Lektüre dieses Bands viele Güte entdecken werden, was hoffentlich auch Ihre Neugier auf Forschung, Studium und Lehre weckt und Ihr Interesse findet. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen und reichlich Erkenntnisgewinn bei der Lektüre über zwölf Persönlichkeiten aus unserer Mitte.

Mit herzlichen Grüßen, Ihr

Prof. Dr. Johannes Wessels
Rektor der Universität Münster

Inhalt

JANUAR

Prof. Dr. Ryan Gilmour

Ryan Gilmour entwickelt kleine Moleküle wie Katalysatoren und Impfstoffe. Im Januar zeichnete der Europäische Forschungsrat den Chemiker mit einem „ERC Proof of Concept Grant“ aus.

4–5

MÄRZ

Maximilian Sommer

Im März war die Universität Münster Gastgeberin des European Student Orchestra Festivals. Student Maximilian Sommer spielte als Mitglied des Organisationsteams eine entscheidende Rolle.

8–9

MAI

Prof. Dr. Katrin Kogman-Appel

Katrin Kogman-Appel ist Expertin für jüdische Buchkultur. Im Mai wurde sie in die Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften und der Künste aufgenommen.

12–13

JULI

Dr. Mohan Muralikrishna Garlapati

Als einer von zwei Nachwuchswissenschaftlern wurde der Physiker Mohan Muralikrishna Garlapati eingeladen zur Lindauer Nobelpreisträgertagung im Juli. Eine weitere Auszeichnung folgte wenig später.

16–17

SEPTEMBER

Dr. Daniel Kluger

Daniel Kluger ist dem Zusammenspiel von Gehirn und Körper auf der Spur. Im September sprach ihm der Europäische Forschungsrat einen „ERC Starting Grant“ zu.

20–21

NOVEMBER

Maurice Dellin

Der Absolvent Maurice Dellin erhielt im November die Universitätsmedaille – unter anderem für sein langjähriges Engagement in der Entwicklung neuer hybrider Lehrformate am Fachbereich Medien.

24–25

FEBRUAR

Prof. Dr. Petra Dersch

Seit mehr als 30 Jahren erforscht die Mikrobiologin Petra Dersch Infektionen. Im Februar berief der Bundespräsident sie in den Wissenschaftsrat.

6–7

APRIL

Prof. Dr. Andreas Pfingsten

Die Studienstiftung des deutschen Volkes zeichnete Prof. Dr. Andreas Pfingsten im April mit der Daidalos-Münze aus, um sein langjähriges Engagement als Vertrauensdozent zu würdigen.

10–11

JUNI

Prof. Dr. Karin Busch

Die Zellbiologin Karin Busch leitet seit Juni ein Verbundprojekt zur explorativen Gedächtnisforschung, das rund 1,2 Millionen Euro über das „Human Frontier Science Program“ erhält.

14–15

AUGUST

Fabian Dammermann

400 Meter bis zum Ziel: Fabian Dammermann, Student und Profi-Athlet, nahm im August mit der deutschen Staffel an den Olympischen Spielen teil.

18–19

OKTOBER

Prof. Dr. Julia Backmann

Mehr Zufriedenheit ohne Produktivitätsverlust: Im Oktober stellte Julia Backmann ihre Studienergebnisse zur Vier-Tage-Woche vor und löste damit großes Interesse aus.

22–23

DEZEMBER

Prof. Dr. Michael Seewald

Mitte Dezember erfuhr Michael Seewald von seiner Auszeichnung mit dem Leibniz-Preis 2025. Giererl steht er Titeln, Preisen, Zuschreibungen und sogar seinem Fach distanziert gegenüber.

26–27



Porträts 2024 als PDF
uni.ms/portraets



Ryan Gilmour in seinem Büro – dort findet sich historische chemische Literatur neben aktuellen Veröffentlichungen.

„Organische Chemie ist unverzichtbar“

Prof. Dr. Ryan Gilmours Steckenpferd ist das Moleküldesign. Seine Forschung umfasst die Entwicklung wichtiger kleiner Moleküle, vom intelligenten Katalysator bis zum kohlenhydratbasierten Impfstoff. Im Januar erhielt er einen „ERC Proof of Concept Grant“ des Europäischen Forschungsrats. Dr. Christina Hoppenbrock

Sie sind im Südwesten von Schottland aufgewachsen, in der Heimat des Dichters Robert Burns ... Wir Schotten wachsen mit Burns auf wie die Deutschen mit Goethe. Sein Lebenswerk ist ikonisch, aber er fing als einfacher Bauer an. Er schrieb wunderschön und intelligent über alltägliche Themen, und das faszinierte mich schon als Schuljunge. Zu Neujahr singen Menschen auf der ganzen Welt eines seiner bekanntesten Lieder „Auld Lang Syne“. Sein Werk ist kultur- und generationsübergreifend, ähnlich wie die organische Chemie.

Wie kommt ein literaturbegeisterter Mensch zur Chemie? Ich hatte einen hervorragenden Chemielehrer; er hatte keine Angst, uns mit komplizierten Themen zu konfrontieren. Später, an der St. Andrews University und auch an der Cambridge University, profitierte ich enorm von hervorragenden Lehrern. Diese Erfahrungen haben die Art, wie ich heute unterrichte, geprägt. Ich liebe die Möglichkeit, die mein Beruf mir bietet: junge Menschen für die Chemie zu begeistern.

Was reizt Sie besonders an der organischen Chemie? Ich kann mir keine Welt ohne sie vorstellen. Ohne Antibiotika? Ohne Krebsmedikamente? Lieber nicht. Und wie wäre es heute ohne die Entwicklung der Antibabypille um die Frauenrechte bestellt? Jedes Molekül hat bestimmte Eigenschaften, einen Fingerabdruck. Kombiniert man diese Bausteine zu neuen Strukturen, entstehen neue Eigenschaften, die man

für bestimmte Anwendungen nutzen kann. Dieses Wechselspiel zwischen Struktur und Funktion fasziniert mich.

Sie legen es nicht auf schnelle Erfolge an, sagen Sie einmal. Richtig. Viele Projekte, insbesondere an der Schnittstelle von Chemie, Biologie und Medizin, sind komplex. Sie erfordern Zeit und Engagement.

Dafür benötigen Sie einen langen Atem. Ja. Ein Beispiel: Ich habe im Jahr 2010 angefangen, synthetische fluorierte Zuckermoleküle herzustellen. 14 Jahre später haben wir ein aufregendes Ergebnis publiziert – einen neuartigen Impfstoff gegen Meningitis B und C. Wir sehen das Potenzial, aus diesen fluorierten Molekülen weitere Impfstoffe zu entwickeln, und diese Anwendungen gehen alle auf die Grundlagenforschung zurück.

Sie haben außerdem eine Strategie entwickelt, mit der sich fluorierte Molekülbausteine automatisiert herstellen lassen. Fluorierte Moleküle sind von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung von Medikamenten, Agrochemikalien und intelligenten Materialien. Es ist uns gelungen, bisher unbekannte Strukturen mit aufregenden neuen Eigenschaften zu erzeugen. Allerdings überdauern fluorhaltige Verbindungen oft langfristig in der Umwelt und können nur schwer abgebaut werden. Wir haben alternative Strukturen entwickelt, die in der Umwelt nicht persistent sind, und hoffen nun, sie

mithilfe des „ERC Proof of Concept Grant“ auf den Markt bringen zu können.

Gibt es etwas, das Sie als Wissenschaftler besonders geprägt hat? Während meiner Assistentenzeit an der ETH Zürich hatte ich das Vergnügen, mit den großen Kristallographen Prof. Jack Dunitz zu arbeiten. Jack verfügte über ein enzyklopädisches Wissen über die Wissenschaft, und die täglichen Gespräche mit ihm haben mich geprägt. Ein Jahrzehnt später kann ich diese Diskussionen oft in meiner eigenen Arbeit wiedererkennen. Wissenschaft ist kumulativ, und wir können die Zukunft nicht ohne Kenntnis der Vergangenheit gestalten. Ich schätze die Geschichte der Wissenschaft sehr und lese gerne historische chemische Literatur. Sie ist nicht nur viel schöner geschrieben als heute, sondern die Wissenschaftler der Vergangenheit führten oft fantastische Experimente durch, ohne die heutige Technologie zu haben.

Muss man diese Geschichte kennen, um zu forschen? Das sollte man. Sehr oft sind „neue“ Entdeckungen gar nicht so neu!

Was ist Ihnen wichtig? Die Chemie war noch nie von so großer gesellschaftlicher Bedeutung. Ich habe das große Glück, dass die organische Chemie nicht nur mein Beruf, sondern auch mein Hobby ist. Meine Hoffnung ist, dass meine Kinder das gleiche Maß an innerer Zufriedenheit erreichen, ganz egal, welche Berufe sie ergreifen.

Von Weitblick und roten Fäden

Die Mikrobiologin Prof. Dr. Petra Dersch erforscht seit mehr als 30 Jahren Infektionen. Doch sie ist nicht nur Hochschullehrerin, sondern auch in mehreren wissenschaftlichen Gremien tätig, etwa im Wissenschaftsrat, in den sie Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier im Februar berufen hat. André Bednar

Hoch hinaus geht es für Petra Dersch, als sie per Aufzug den Ostturm des Universitätsklinikums Münster erklimmt. Ihr Ziel ist das Café im 21. Stock mit Panoramablick. Der Ort ist bestens geeignet, um über ihr Leben zu sprechen – sie unterscheidet explizit nicht zwischen diesem und ihrer Arbeit. Nicht nur gehört sie, obwohl Biologin, dem Fachbereich Medizin an. Sie schaut auch seit Jahren über ihr Institut und die Universität hinaus, indem sie ehrenamtlich in verschiedenen Gremien und Einrichtungen arbeitet, etwa der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), der Leibniz-Gemeinschaft und in der Leopoldina. Diese Beratungs- und Förderarbeit zieht sich wie der vielbeschworene rote Faden durch ihr berufliches Leben. Im Februar hat Petra Dersch diesen Faden weitergesponnen, als der Wissenschaftsrat sie in seine Reihen aufnahm. Damit wirkt Petra Dersch auf höchster nationaler Ebene daran mit, die Politik in übergeordneten Fragen der Wissenschafts- und Hochschulentwicklung zu beraten.

„Das empfinde ich als große Ehre“, betont sie. Wie genau es dazu kam, das kann die Wissenschaftlerin jedoch nicht beantworten. „Ich weiß nur, dass mich die DFG vorab kontaktiert hat, ob ich mir dieses Amt vorstellen kann.“ Monate später, die Nominierung hatte sie fast vergessen, traf besondere Post ein: der Ernennungsbrief des Bundespräsidenten. Obgleich das Engagement für Petra Dersch vor allem wegen des größer werdenden Drucks auf Demokratie und Wissenschaftsfreiheit immer wichtiger werde, geplant habe sie es so nie. Zwei Ereignisse gaben ihr aber wichtige Impulse. Erstens ein Rückschlag am Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung in Braunschweig, wo sie zu früh zu große Verantwortung übernommen habe, „ohne die Arbeitsweise und Strategie durchschaut zu haben, weshalb ich ziemlich baden gegangen bin“. Zweitens die Berufung in das Fachkollegium der DFG. Petra Dersch zog aus beidem den Schluss, dass sie fachlich angesehen war, aber noch lernen musste, besser strategisch zu agieren.

Das ist ihr offenbar gelungen. In der DFG gestaltet sie die deutsche Forschungsförderung mit, kann Schwerpunkte setzen und Vorhaben sowie Strukturen im

Sinne des Exzellenzprinzips unterstützen. Im Wissenschaftsrat, der anders als die DFG keine Förderinstitution ist und somit kein Geld vergibt, erarbeitet sie im Forschungsausschuss und im Fachausschuss Medizin datenbasierte Empfehlungen für die Politik, um die hiesige Wissenschaft weiterzuentwickeln. Die Vorbereitungen für diese Ehrenämter trifft sie vor allem abends oder am Wochenende, damit eines nicht zu kurz kommt: die Arbeit als Wissenschaftlerin.

„Mich fasziniert, mit welch ausgefeilten Tricks und welcher Effizienz krankheitserregernde Bakterien unser hochkomplexes Immunsystem manipulieren und Infektionen auslösen“, erklärt die Mikrobiologin, die unter anderem in Boston, Berlin und Braunschweig forschte. Ihr wissenschaftliches Vorbild ist Marie Skłodowska Curie, die erkannt habe, dass Wissenschaft zwar langwierig und anstrengend sei, trotzdem die schönste Aufgabe der Welt. Langwierig, oder laut Petra Dersch „gründlich“, sei auch der Wissenschaftsrat, was zeitintensiv ist und dauert, doch sei die Arbeit des Rates sehr anerkannt. Darum hofft sie, dass die Politik vor allem mit Blick auf die Wissenschaft, auf Finanzierungs- und Systemfragen, innovativ, langfristig und verlässlich handele.

Angesichts dieses großen Engagements und ihrer Leistungen kommt eine Eigenschaft, die die 59-Jährige im Gespräch offenbart, unerwartet: Sie zweifelt gelegentlich an sich. Ob sie die Auszeichnungen und Berufungen verdient habe, und wie es dazu kommen konnte, mit dem Bundespräsidenten zu Abend zu essen oder dabei zu sein, als ihre Freundin und Kollegin Emmanuelle Charpentier den Chemie-Nobelpreis 2020 überreicht bekam. Petra Dersch ist durchaus in der Lage und willens, ihre Stärken zu benennen: Organisationstalent, Fleiß und Kreativität zum Beispiel. Aber ihre Selbstzweifel sind ein Beleg dafür, dass sie all das nicht einfach als selbstverständlich erachtet. „Ich komme nicht aus einer Akademikerfamilie und bin nicht mit dem Ziel, Professorin zu werden, in das Studium gestartet“, erklärt sie. Obwohl der beschriebene rote Faden also nicht klar vor ihr lag, so hat sie doch früh und immer wieder gespürt, Rück- und Schicksalsschlägen zum Trotz, was sie kann und was sie möchte: forschen, planen und sich für die Wissenschaft engagieren.



Im Herzen ganz und gar Forscherin am Zentrum für Molekularbiologie der Entzündung, nimmt Petra Dersch in ihrer Gremienarbeit immer wieder die großen Fragen und Linien der deutschen Wissenschaftslandschaft in den Blick.



Wenn er sich vom Stress des Alltags erholen möchte, holt er seine Geige aus dem Kasten. Doch Max Sommer dient der Musik auch anders: Im März 2024 gehörte er zum Organisationsteam eines großen Orchesterfestivals an der Universität Münster.

„Jedes Konzert hatte seinen eigenen Reiz“

Die Universität Münster war im Frühjahr 2024 Gastgeberin des European Student Orchestra Festival. Sieben Universitätsorchester aus Europa kamen in Münster zusammen, um gemeinsam zu musizieren. Student Maximilian Sommer hatte als Mitglied des Organisationsteams buchstäblich eine tragende Rolle. *Linus Peikenkamp*

An diesem Mittwoch im März 2024 sind die Sitzreihen im Großen Haus im Theater Münster voll besetzt mit Musikerinnen und Musikern aus ganz Europa. Als das Junge Sinfonieorchester der Universität Münster um genau 20 Uhr das Vorspiel zum dritten Aufzug von Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“ anstimmt, ist das European Student Orchestra Festival (ESOF) eröffnet. Die nächsten Abende begeistern europäische Universitätsorchester mit vielen verschiedenen Orchesterstücken den Teilnehmenden sowie die Stadtgesellschaft. Münster verwandelt sich in eine Freiluft-Konzerthalle: An vielen Orten in der Stadt hören und beobachten Passantinnen und Passanten Kammerorchester, beispielsweise aus Frankreich, Slowenien oder Estland.

Zwei Jahre zuvor starteten Mitglieder des Jungen Sinfonieorchesters die Vorbereitungen für das Event. Einer von ihnen war der BWL-Student Max Sommer. Er und der Doktorand David Eidecker waren vor allem für logistische Fragen verantwortlich: Wie kommen die Stühle in den Konzertsaal? Wie kommt das Orchester aus Ljubljana an eine Harfe? Ohne ihren Einsatz wären die zahlreichen Proben und Aufführungen der sieben Universitätsorchester nicht möglich gewesen.

80 Stühle in einer bestimmten Anordnung im Proberaum aufzubauen, kurzfristig mit einem Großraumtaxi zur Halle Münsterland fahren, um einen Kontrabass auszutauschen, die Bühne in der Aasee-Aula für die nächste Orchesterprobe umbauen – und zwischendurch als „Orchester-Buddy“ dem Tallinn University Symphony Orchestra den Weg zum Konzertsaal erklären. So in etwa sahen die Tage von Max Sommer während des Festivals aus. Hinzu kamen die eigenen Auftritte mit dem Jungen Sinfonieorchester. „Jedes Orchester hatte unterschiedliche Anforderungen an Requisiten. Viele Anfragen kamen spontan. „Ich war von morgens bis abends auf Achse“, erklärt der 26-Jährige und lacht. „Meinen Knieen hat das Schleppen sicherlich nicht gutgetan.“ Doch die Organisation des Events, betont er, sei keine Einzelleistung gewesen. „Wir hatten viele fleißige Helfer, die das Festival ermöglicht haben.“

Max Sommer, aufgewachsen in einer Stadt nahe Bonn, nahm als Sechsjähriger an einem Instrumentenkarussell teil und entdeckte dabei seine Begeisterung für die Musik. Jede Woche spielte er ein neues Instrument. „Bei der Geige bin ich hängengeblieben“, erzählt er. Mit zehn Jahren trat er in ein Kinderorchester ein. Das Musizieren in der Gruppe habe ihm Spaß gemacht, und so spielte er wenige Jahre später in einem Kammerorchester. Er nahm an zahlreichen Konzertreisen teil, die ihn unter anderem nach Israel, Ungarn und England führten. Der Student steckt viel Zeit und Herzblut in seine Leidenschaft. „Das Musizieren ist für mich auch mentale Erholung und Anregung. Es gibt mir Ruhe und Kraft“, betont er. Dennoch sei es nur ein Hobby. Beruflich zieht es ihn in eine andere Richtung: In fünf Jahren möchte er als Unternehmensberater oder Wirtschaftsprüfer arbeiten.

„Das Besondere am ESOF war die Vielfalt der Orchester. Jedes Orchester wurde trotz unterschiedlicher Qualitäten als gleichwertig angesehen und hatte seinen eigenen musikalischen Reiz“, unterstreicht der Student. Vor allem die Stücke, die typisch für das Herkunftsland der Orchester waren, begeisterte ihn. Jetzt weiß er: „Auch estnische Musik gefällt mir gut.“ Ohnehin sei der kulturelle Austausch eine Bereicherung gewesen. Fast jeden Abend trafen sich die Orchestermitglieder, um zu plaudern und zu feiern. Das gute Verhältnis unter den Musikerinnen und Musikern blieb auch nach dem Festival bestehen. So kam es einige Monate später dazu, dass Festivalteilnehmerinnen aus Lüneburg bei denen in Paris übernachteten. „Diese Freundschaften sind der wahre Lohn für den Aufwand“, freut sich Max Sommer.

Wenn es erneut ein großes Festival zu organisieren gäbe, würde er gerne wieder mitmachen. Dass es dazu kommen wird, ist aber unwahrscheinlich – außer, das Festival fände in Wien statt. Denn Max Sommer wird in der österreichischen Hauptstadt sein Masterstudium in „Finanzwirtschaft und Rechnungswesen“ abschließen. „Wien ist eine außergewöhnlich musikalische Stadt mit vielen Orchestern“, erklärt Max Sommer. Immerhin haben Genies wie Mozart und Beethoven, Brahms und Mahler hier gelebt und das musikalische Stadtbild bis heute geprägt. Max Sommer ist sich also sicher: „Dort werde ich auch musikalisch gut aufgehoben sein.“

Mehr als gute Noten

Die Studienstiftung des deutschen Volkes hat Prof. Dr. Andreas Pfingsten von der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät im April mit der Daidalos-Münze ausgezeichnet. Damit würdigt das Begabtenförderungswerk sein langjähriges Engagement als Vertrauensdozent. *Brigitte Heeke*

Leistung ist ihm wichtig, betont Prof. Dr. Andreas Pfingsten und lächelt. Aber er weiß es zu schätzen, wenn Studierende neben dem Lernen beispielsweise Kunst und Musik genießen oder sich ehrenamtlich engagieren. Der Wirtschaftswissenschaftler begleitete als Vertrauensdozent schon etliche Stipendiatinnen und Stipendiaten der Studienstiftung des deutschen Volkes. Andreas Pfingsten schöpft aus seinen Erfahrungen, um individuell auf die Studienverläufe einzugehen. Einige bräuchten den Tipp, über den Tellerrand zu schauen und nicht nur auf die guten Noten, andere die Warnung, sich nicht zu viel vorzunehmen. Der Hochschullehrer, von 2004 bis 2023 federführender Vertrauensdozent in Münster, freut sich darüber, dass die meisten eben keine „Fachidioten“ seien. „Viele haben mehr als ein Ehrenamt“, hat er beobachtet. „Es macht mir Spaß zu überlegen, ob es Sinn ergibt, was dieser Mensch plant, und das Individuum in den Mittelpunkt zu stellen.“ Dazu gehört für ihn auch, talentierte Studierende für ein Stipendium vorzuschlagen, diverse Auswahlverfahren als Gutachter zu unterstützen und bei einer Sommerakademie als Arbeitsgruppenleiter für die Studienstiftung aktiv zu sein.

Mit den Stipendiatinnen und Stipendiaten besucht Andreas Pfingsten in jedem Semester Konzerte an der Universität oder ein Museum. Das Picasso-Museum in Münster zählt ebenso zu seinen Favoriten wie das Sandsteinmuseum in Havixbeck, seinem Wohnort, weil das Material so typisch für die Region ist. Die Gruppe, mit der er unterwegs ist, umfasst etwa 15 Studierende, insgesamt gibt es an der Universität Münster derzeit rund 420 Stipendiatinnen und Stipendiaten. Mit dabei zu sein ist ein Privileg. Die Studienstiftung bemühe sich, dieses auch Studierenden aus nicht akademischen Elternhäusern zu ermöglichen, unterstreicht Andreas Pfingsten.

Während seines Wirtschaftsingenieurstudiums an der Universität Karlsruhe profitierte er von einer Förderung durch die Studienstiftung. 1997 wechselte der Professor von der Universität Siegen nach Münster und nahm bald darauf sein Amt als Vertrauensdozent auf. Im vergangenen Jahr würdigte die Stiftung sein großes

Engagement mit der silbernen Daidalos-Münze. „Bei der Verleihung waren alle meine ehemaligen Stipendiatinnen und Stipendiaten eingeladen“, berichtet er. „Gekommen ist unter anderem ein Ehepaar, das sich in meiner Gruppe kennengelernt hatte und inzwischen erfolgreich zwei Karrieren verfolgt und Kinder hat. Aktuelle Stipendiatinnen und Stipendiaten gestalteten einen hochwertigen musikalischen Rahmen der Feier.“

Andreas Pfingsten forscht und lehrt seit dreißig Jahren Betriebswirtschaftslehre an der Universität Münster, seit 2024 als Seniorprofessor. Etwa 800 Studierende besuchten jedes Semester seine Vorlesungen im Hörsaal H1. „Eine so große Gruppe hört nur zu, wenn man authentisch ist“, unterstreicht der beliebte Hochschullehrer, der es sich angewöhnt hat, die fachlichen Inhalte etwas aufzulockern, etwa mit persönlichen Anekdoten. Viele Absolventinnen und Absolventen erkennen ihren ehemaligen Lehrer in der Stadt wieder. Wenn ihn jemand darauf anspricht, wie neulich bei einem Frühstück im Café 1648, stört es den Wissenschaftler nicht, im Gegenteil. „Das ist sogar in einem Italienurlaub vorgekommen. Ich freue mich darüber. Trotzdem wohne ich extra etwas außerhalb, wo ich einfach ein Nachbar oder mit anderen im Sportverein bin.“ Apropos Sport: Am Finance Center Münster haben die Studierenden die Gelegenheit, an einem auswärtigen Seminar teilzunehmen. Ein typischer Tag eines solchen Hauptseminars mit rund dreißig Personen in einem Selbstversorgerhaus, umgangssprachlich auch „Hütte“, bestehe aus gemeinsamen Mahlzeiten, Skifahren und zwei bis drei Vorträgen mit Diskussion. Die Studierenden verteidigen dabei ihre Seminararbeiten.

Von einem weiteren langjährigen Engagement in einem anderen Metier zeugt eine kleine Metallfigur auf seinem Schreibtisch im Juridicum. Zu sehen ist die stilisierte Darstellung eines DJs vor seinen Plattentellern. Von 2006 bis 2023 traf man ihn einmal im Jahr am Mischpult in einem Club an. Dass Andreas Pfingsten von der ersten Stunde an bei der „Night of the Profs“ mit aufgelegt hat, ist kein Zufall: „Der Gründer der Reihe hat auch bei mir studiert und mich angesprochen.“



Das Picasso-Museum ist ein beliebtes Ziel von Andreas Pfingsten, das er gerne mit seinen Stipendiatinnen und Stipendiaten der Studienstiftung ansteuert.



Zur „Golden Haggada“, ein um 1320 entstandener hebräischer Codex, hat Katrin Kogman-Appel zehn Jahre lang geforscht. Für die Ausstellung „Körper. Kult. Religion.“ des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ im Archäologischen Museum hat sie ein Faksimile beigetragen.

Ein Kosmos zwischen zwei Buchdeckeln

Über Jahrzehnte hat sich Prof. Dr. Katrin Kogman-Appel als Expertin für jüdische Buchkultur einen Namen gemacht. Im Mai nahm die Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften und der Künste sie als neues Mitglied auf. [Anke Poppen](#)

Bücher enthalten nicht nur Geschichten, sie erzählen auch welche. Das wird deutlich, wenn man Prof. Dr. Katrin Kogman-Appel zuhört. Die Judaistin und Kunsthistorikerin hat sich der jüdischen Buchkultur verschrieben. Ihr Interesse an Geschichte wurde schon in der Kindheit geweckt, als ihr Vater sie zu einer römischen Ausgrabung mitnahm. Im Studium der Judaistik an der Universität Wien entwickelte sich ihr Schwerpunkt, dem sie seitdem treu geblieben ist: „Ein Professor arbeitete zu diesem Thema und hat es verstanden, seine Begeisterung an die Studierenden weiterzugeben.“ Heute ist Katrin Kogman-Appel eine weltweit führende Expertin für die jüdische Kunstgeschichte des Mittelalters.

Besonders die Übergangszeit vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit hat es ihr angetan. „Es gibt die Vorstellung, dass der Buchdruck Mitte des 15. Jahrhunderts plötzlich alles änderte. Tatsächlich setzte sich die Neuerung aber eher fließend durch, der Übergang dauerte etwa hundert Jahre“, stellt Katrin Kogman-Appel klar. Woran macht sie diesen allmählichen Wandel fest? „Ein neues Medium orientiert sich zunächst immer am Vorgänger, bis es seine eigene Form findet. Die ersten gedruckten Bücher hatten ähnliche Formate wie Handschriften, auch die Schriftarten sind ähnlich ausgelegt.“ Die Handschriftenkultur ging auch nach Erfindung des Buchdrucks weiter. Besonders kunstvoll gestaltete Bände wurden zu wertvollen Statussymbolen für Sammler und erfuhren damit eine Aufwertung, obwohl – oder gerade weil – sich gleichzeitig die neue Drucktechnik etablierte. Lange lag der kunstgeschichtliche Fokus auf den Illustrationen der Bücher. Katrin Kogman-Appel beleuchtet darüber hinaus auch Fragen der Ausstattung und des verwendeten Materials. Zudem interessiert sie der praktische Umgang: „Wer hatte zu der Zeit überhaupt Bücher, wer kaufte sie? Die große Veränderung bestand zunächst weniger in der Buchgestaltung als vielmehr in der Distribution.“ Solche Fragen lassen sie tief in die Kulturgeschichte vergangener Zeiten eintauchen.

Die Verbindung von sozial- und religionsgeschichtlichen Ansätzen prägt ihre Arbeit. Wegweisend ist ihre Forschung zur Prachthandschrift „Leipziger Machsor“, ein Gebet-

buch für jüdische Festtage aus dem frühen 14. Jahrhundert. Ihr interdisziplinärer Zugang wurde auch von der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste anerkannt. Nach zahlreichen Auszeichnungen wie dem „Beezale, Mordechai und Nessia Narkiss-Preis“ für hervorragende Forschung in der jüdischen Kunstgeschichte 2013 sowie die 2015 verliehene Alexander von Humboldt-Professur wurde Katrin Kogman-Appel im Mai in die Gelehrten-Gemeinschaft aufgenommen. „Diese Anerkennung meiner Arbeit ehrt mich“, betont sie. Die Akademie bietet seit 1970 ein Forum für den interdisziplinären Austausch zwischen exzellenten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie renommierten Kunstsachverständigen. An der Akademie schätzt die Wissenschaftlerin vor allem die darüber hinausgehende Inspiration in der Klasse für Geisteswissenschaften. „Mich interessieren besonders übergeordnete Fragen von Prozessen des Kulturaustauschs zwischen Judentum, Christentum und Islam. Die Gespräche inspirieren meine weitere Forschung.“

Diese betreibt Katrin Kogman-Appel seit 2015 als Professorin für jüdische Studien am Exzellenzcluster „Religion und Politik“. Nach ihrem Studium der Judaistik, Kunstgeschichte und Geschichte lehrte und forschte sie zunächst in Wien und Jerusalem, wo sie 1993 in jüdischer Kunstgeschichte promoviert. Ihre Arbeit führte sie in die USA und schließlich für zwanzig Jahre nach Israel an die Ben-Gurion-Universität des Negev in Beer-Sheva. Von 2014 bis 2015 war sie Fellow am Israel Institute for Advanced Studies an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Heute pendelt sie zwischen Münster und Jerusalem: Ihr Mann und zwei erwachsene Kinder leben in Israel, die Semesterferien verbringt sie dort. In ihrer knappen Freizeit besucht sie gerne Museen. Passenderweise hat sie für die Ausstellung „Körper. Kult. Religion.“ des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ mehrere Exponate beigetragen – teilweise im wahrsten Sinne des Wortes: Die Fotografien von Lea Golda Holtermann nahm sie im Handgepäck auf den Rückflug von Israel mit, da wegen eines Feiertags Personalmangel herrschte und keine professionelle Verfrachtung möglich war. „Die Situation war kurios, aber die Exponate sind heil angekommen“, betont sie.

Mehr Licht ins Dunkel bringen

Zellbiologin Prof. Dr. Karin Busch möchte verlässlichen Pfaden in der Forschung den Rücken kehren und Neues entdecken. Seit Juni 2024 leitet sie ein Verbundprojekt zur Gedächtnisforschung, das insgesamt rund 1,2 Millionen Euro über das „Human Frontier Science Program“ erhält. Dr. Christina Hoppenbrock

So viel Zeit, sich in die Wissenschaft hineinzuknien, hatte Karin Busch vorher nie: Seit ihre drei Kinder erwachsen sind und studieren, kann sie sich noch intensiver in die Arbeit stürzen, zum Beispiel Förderanträge schreiben und neue Projekte einwerben. Gerne würden sie auch mit ihren Kolleginnen und Kollegen ein neues Graduiertenkolleg auf die Beine stellen ...

Der Research Grant des „Human Frontier Science Program“ (HFSP), den die Zellbiologin mit einem Biochemiker aus Schottland und einer Neurobiologin aus den USA eingeworben hat, kam gerade recht. „Es ist wie ein Geschenk, ich bin glücklich. Manchmal hat man ja scheinbar spinnerte Ideen, die für die konventionelle Forschungsförderung nicht infrage kommen“, sagt sie. Das HFSP, ein internationales Programm zur Stärkung herausragender Forschung in den Lebenswissenschaften, fordert dagegen ausdrücklich, ausgetretene Pfade zu verlassen, um Neues zu entdecken. „Es erlaubt explorative Forschung, basierend auf Wissen, das wir über die Jahre gesammelt haben.“ Außerdem sei es fantastisch, dass sie sich exzellente Partnerinnen oder Partner von überall aus der Welt suchen konnte, mit denen sie ungelöste Rätsel angehen könne. „Besonders gefällt mir, dass der Grant Interdisziplinarität zur Bedingung hat, das bündelt Expertisen und erlaubt Synergien.“

Das deutsch-schottisch-amerikanische Team möchte verstehen, welche Bedeutung die Effizienz der Energieversorgung der Nervenzellen für die Bildung des Langzeitgedächtnisses hat – ein bislang kaum untersuchtes Terrain. Konkret erforscht die Gruppe, wie Ionenströme das zentrale Enzym des Energiestoffwechsels, die ATP-Synthase, in den sogenannten Mitochondrien der Hirnnerven regulieren.

Mitochondrien sind Karin Buschs Steckenpferde. Wie kleine Organe im Inneren von Zellen sorgen diese manchmal mehr, manchmal weniger kugeligen Gebilde, „Organelen“ genannt, dafür, dass der Organismus mit der nötigen Energie versorgt wird. Die dabei ablaufenden Prozesse sind extrem komplex und haben schon Generationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Forschungsstoff geboten. Genügend

offene Fragen gibt es immer noch. „Von Mitochondrien kann ich stundenlang erzählen“, schwärmt Karin Busch. Dass die molekularen Prozesse in den Mitochondrien heutzutage in lebenden Zellen erforscht werden können, ist auch ihr Verdienst. Junge Menschen aus der ganzen Welt kommen zu ihr nach Münster, um die von ihr entwickelte Technik der „Einzelmolekül-Mikroskopie in Mitochondrien“ zu erlernen. Mit dieser Methode lassen sich die Bewegungen von Proteinen in den zwei Membranen der Organellen verfolgen und somit tiefe Einblicke in die Energie-Maschinerie gewinnen.

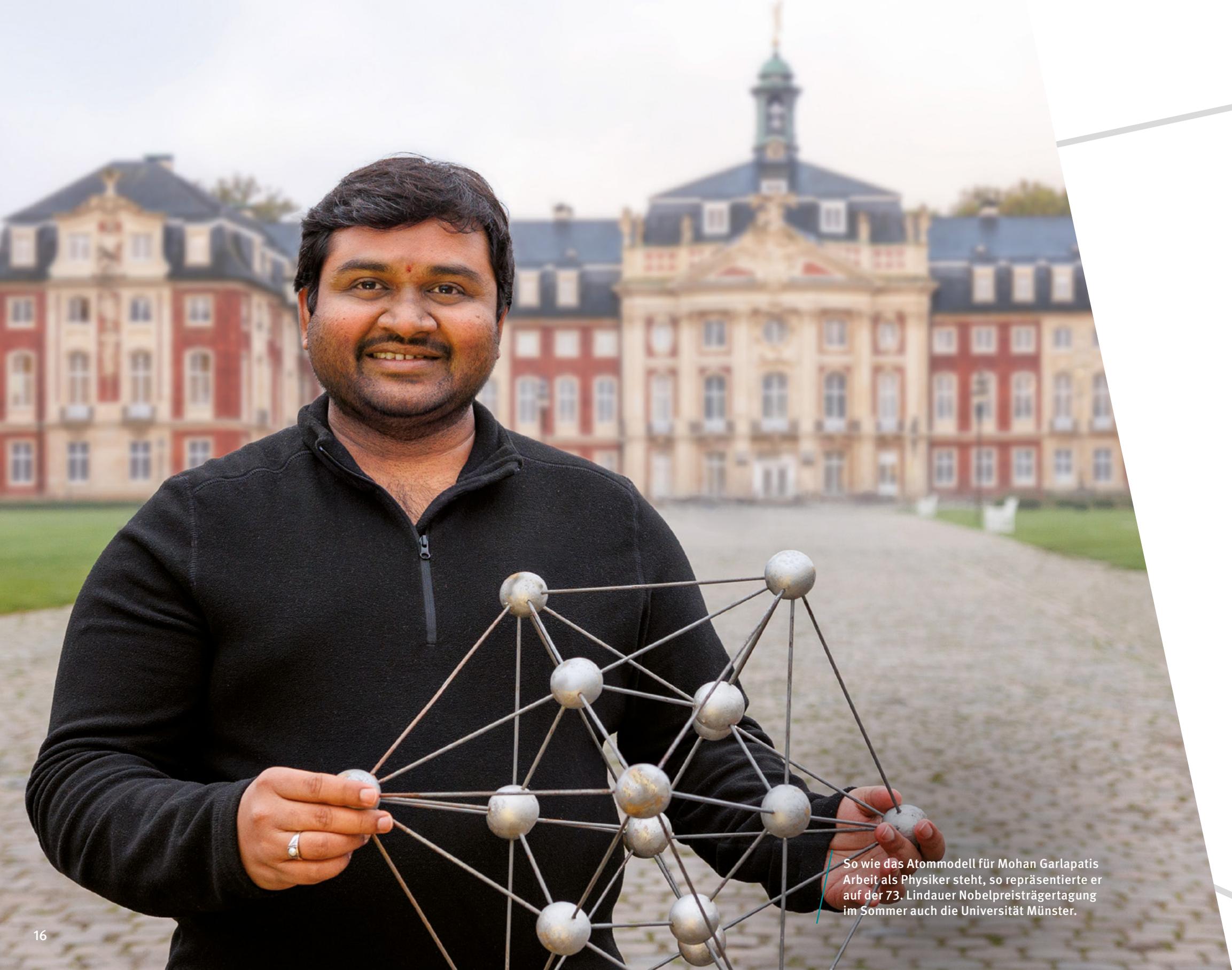
Karin Busch ist im südhessischen Bensheim aufgewachsen, ohne akademische Vorbilder in ihrer Familie. Als Jugendliche wollte sie Reiseschriftstellerin werden – oder Entdeckerin. Nach dem Studium der Biochemie auf Diplom, dann Biologie und Chemie auf Lehramt schrieb sie Mitte der 1990er-Jahre ihre Doktorarbeit in der Pflanzenbiochemie an der Universität Tübingen und war begeistert. „Die Forschung hat mich nicht mehr losgelassen“, sagt sie. Nach verschiedenen akademischen Stationen – darunter ein Postdoktorat am Weizmann Institute of Science in Israel sowie eine Gruppenleitung und anschließende Juniorprofessur in Osnabrück – wechselte sie 2015 an die Universität Münster. Ihr privater Lebensmittelpunkt ist nach wie vor in Osnabrück, wo ihr Mann, ebenfalls Professor, arbeitet.

Die nächsten Forschungsfragen neben dem HFSP-Projekt hat sie bereits auf der Agenda: Welche Rolle spielt die ATP-Synthase bei der Entstehung von Muskel-schwäche und beim Altern? Und wie kann man die Effizienz des Enzyms beeinflussen? „Ich lasse ungern los. Wenn mich etwas packt, will ich es verstehen“, betont Karin Busch, die ihren Ausgleich im Garten und bei Hochgebirgstouren findet.

An einem Tag pro Woche mikroskopiert sie noch selbst, das lässt sie sich trotz ihrer Verpflichtungen als Hochschullehrerin nicht nehmen. Wenn sie im abgedunkelten Labor sitzt und die unter dem Mikroskop fluoreszierenden Zellen und Moleküle betrachtet, dann fällt ihr eine schöne Metapher ein für das, was sie am liebsten tut: Sie bringt Licht ins Dunkel.



Karin Busch erforscht die molekularen Prozesse in den Mitochondrien von Zellen und gewinnt Einblicke in die Energie-Maschinerie der Organismen.



So wie das Atommodell für Mohan Garlapatis Arbeit als Physiker steht, so repräsentierte er auf der 73. Lindauer Nobelpreisträgertagung im Sommer auch die Universität Münster.

Glücklich am Bodensee

Der Physiker Dr. Mohan Muralikrishna Garlapati war einer von zwei Nachwuchswissenschaftlern der Universität Münster, die im Sommer zur Lindauer Nobelpreisträgertagung eingeladen waren. Eine besondere Auszeichnung, die im Winter eine weitere folgte. *André Bednarz*

Es erinnert atmosphärisch nichts an den von sommerlichem Sonnenlicht funkeln den Bodensee, als Dr. Mohan Muralikrishna Garlapati an einem kalten Novembernachmittag zum münsterschen Schloss kommt, um über seinen Werdegang und die von ihm im Juli besuchte 73. Lindauer Nobelpreisträgertagung zu reden. Das hiesige Wahrzeichen ist eingehüllt in dicken Nebel. Die Laune des Materialphysikers ist dennoch gut, er freut sich auf das Gespräch und bringt eine frohe Kunde mit: „Mir wurde eine Stelle als Professor am Indian Institute of Technology Patna angeboten, die ich schon bald antreten werde.“

Eine frohe Kunde für Mohan Garlapati ist nicht zwangsläufig eine frohe Kunde für die Universität Münster, die mit dem erst 30-jährigen Physiker einen begabten und ambitionierten Wissenschaftler verliert. Doch obwohl diese Beförderung vor allem eine persönliche Auszeichnung ist, so weist er auf die Bedeutung der Universität Münster hin: „Sie hat mich zu dem Wissenschaftler gemacht, der ich heute bin – ich bin ihr und dem Institut für Materialphysik sehr dankbar, hier mehrere Jahre hochprofessionell arbeiten und mich weiterentwickeln zu dürfen.“ Schon auf der Nobelpreisträgertagung hob Mohan Garlapati die Universität Münster hervor, als er erklärte, sie habe ihm diesen „größten Glücksmoment seiner Laufbahn“ ermöglicht.

Der Weg vom indischen Dorf zum Treffen mit Nobelpreisträgerinnen und -trägern war ein langer, den Mohan Garlapati früh und stets mit großem Interesse an der Natur und ihren Wissenschaften, an Erfindungen und technischem wie menschlichem Fortschritt beschritt. Einen Teil des Weges hat er als DAAD- sowie Humboldt-Fellow und als Gruppenleiter an der Uni Münster zurückgelegt, wo er im „Radiotracer Labor“, dem „weltweit einzigen seiner Arbeit“, wie er sagt, synthetische Materialien erzeugt und untersucht hat. Die Neugier paart Mohan Garlapati bei aller Demut, die er zeigt, seit jeher mit Ambitionen und Disziplin: „Es gab Zeiten, in denen ich zu ehrgeizig war und es vielleicht heute noch bin, etwa als ich promovierte. Währenddessen starb mein Vater und aufgrund der Arbeit habe ich viele schöne Momente mit ihm verpasst“, erklärt der Wissenschaftler. Heute wisst er, dass es wichtig sei, auch das Leben fernab der Arbeit zu genießen.

Seine Ambitionen, Neugier und Beharrlichkeit brachten ihn nach Lindau, wo er mit mehr als 630 Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aus 90 Ländern eingeladen war, mit fast 40 Nobelpreisträgerinnen und -trägern zusammenzukommen und von ihnen und -einander zu lernen. Der Dekan hat ihn auf Empfehlung von Prof. Dr. Gerhard Wilde bei der Lindauer Auswahlkommission vorgeschlagen, die ihn schließlich einlud.

„Der erste Eindruck ist der beste Eindruck“, betont Mohan Garlapati, als er über seinen fünfjährigen Aufenthalt in Lindau spricht und den Begrüßungsabend beschreibt. „Ich habe diese Vibrationen gespürt, diese große Motivation in mir und um mich herum, als ich umgeben war von mehr als einem Dutzend Nobelpreisträgern sowie Mitgliedern der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften.“ Er habe in den Gesprächen bemerkt, dass auch diese Koryphäen nur Menschen seien, die sich allerdings vor allem durch zwei Dinge auszeichnen: Beharrlichkeit und Ausdauer. So habe ein Nobelpreisträger erzählt, dass er 22-mal nominiert gewesen sei, ehe er den Preis im fortgeschrittenen Alter bekommen habe. Trotz dieser größtmöglichen Auszeichnung würden seine Frau und er sich aber vor allem an die vielen Jahre harter Arbeit und finanzieller Schwierigkeiten vor dem Preis erinnern. „Das hat mich sehr inspiriert“, sagt Mohan Garlapati.

Diese Inspiration wird er mit in seine Heimat nehmen, um als Professor zu arbeiten und dabei der „sozialen Verantwortung für die Menschheit und die Umwelt“, die er als Wissenschaftler habe, gerecht zu werden. „Ich versuche noch immer, etwas im Leben zu erreichen“, ergänzt er – ein 30-jähriger Physiker, der Nobelpreisträger traf, mehrere Hundert Experimente in Münster durchgeführt und mehr als zweihundert Paper veröffentlicht sowie Patente angemeldet hat und schon bald seinen (beruflichen) Lebenstraum erfüllt haben wird. So glücklich er über all diese Leistungen ist, vergisst er aber nicht, auf die große Unterstützung und den fortwährenden Zuspruch seiner Frau Sai Meghana und seiner Mutter Lakshmi hinzuweisen, ohne die sein Erfolg nicht möglich gewesen wäre.

Offene Rechnung mit Tokio

Fabian Dammermann führte sieben Jahre ein Doppel Leben: als Student und Profi-Athlet. Kein leichtes Unterfangen. Mit Unterstützung des Spitzensportprogramms der Uni Münster erreichte er jedoch jüngst seinen Masterabschluss und nahm mit der deutschen Staffel an den Olympischen Spielen 2024 teil. *Hanna Dieckmann*

Ein ZEIT-Journalist schrieb einst über die Disziplin des 400-Meter-Laufs: „Das ist eine zutiefst unmenschliche Disziplin, für die der menschliche Körper nicht gemacht ist.“ Für Fabian Dammermann gilt das nicht: Die Stadionrunde ist seine Paradestrecke. „Der Autor drückt es dramatisch aus, aber er beschreibt den besonderen Charakter der Disziplin treffend“, betont der frischgebackene „Master of Education“ in Sport und Sozialwissenschaften. Der 27-Jährige hat nicht nur den Sprung in den Leistungssport geschafft, sondern im August 2024 auch sein bisheriges Karriere-Highlight erlebt: die Teilnahme an den Olympischen Spielen in Paris mit dem Staffel-Team. Für Leichtathletinnen und -athleten sei Olympia „der ultimative Traum“.

Fabian Dammermann denkt mit gemischten Gefühlen an Paris zurück. „Nachdem ich die Qualifikation für Olympia in Tokio knapp verpasst hatte, war ich stolz darauf, als ich im Sommer 2024 erfuhr, dass ich dabei bin.“ Die Tatsache, dass die deutsche Staffel knapp das Finale verfehlte und er als Ersatzmann zuschauen musste, beschäftigt ihn bis heute. „Ich war in einer Top-Verfassung, und ich wollte mein Können auf der Bahn zeigen. Daher fühlt es sich wie unfinished business an“, erzählt er. Umso motivierter sei er für die nächsten Spiele in Los Angeles. „Ich bin es gewohnt, mein ganzes Leben nach diesen Highlights auszurichten. Da wir uns für Olympia, Welt- oder Europameisterschaften qualifizieren müssen, wissen wir aber oft erst spät, ob sich die Arbeit gelohnt hat“, schildert der 27-Jährige. „All or nothing“ sei in seinem Sport oft die Devise.

Leichtathletinnen und Leichtathleten gelten gemeinhin als Einzelkämpfer. Fabian Dammermann bezeichnet sich dagegen als Teamplayer. In seiner Kindheit in Osnabrück kam er durch eine Schul-AG zur Leichtathletik und blieb, weil ihm das Training in der Gruppe so gut gefiel. Leistungssportler wurde er nach eigener Aussage, weil sei Trainer ihn „mit einem Platz in der 4x400-Meter-Staffel köderte“. Er habe es genossen, unterschiedliche Disziplinen in der Leichtathletik zu

probieren. „Ich wäre gerne bei der Hundert-Meter-Strecke geblieben“, erinnert er sich. Aber auf der kurzen Distanz sei er nicht schnell genug gewesen. „Ich weiß noch, dass ich überhaupt keine Lust hatte, als mich mein Trainer für die 400-Meter-Staffel aufstellte.“

Letztlich entpuppte sich die Entscheidung im doppelten Sinn als Glücksgriff. Mannschaftsspieler Fabian Dammermann fand im Sport der Einzelkämpfer seine Nische. „Zudem realisierte ich, dass ich über die Stadionrunde mit hartem Training vergleichsweise mehr erreichen kann.“ Es folgte die Qualifikation für die Deutschen Meisterschaften 2014. „Dort leckte ich zum ersten Mal Blut und begann mit ernsthaftem Leistungstraining.“ In der Pubertät entwickelte sich sein Körper schnell, Fabian Dammermann legte einen beträchtlichen Leistungssprung hin. 2016 machte er Abitur und wurde deutscher Hallenmeister in der Gruppe der unter 20-Jährigen. Im Anschluss folgte die erste Nominierung für die deutsche U20-Nationalmannschaft. Der Durchbruch von den Junioren in die Männerklasse kam schnell. In seinem zweiten Profijahr gewann er mit der Staffel den Europameistertitel. „In dieser Zeit drückte ich meine Bestleistung um eine Sekunde, was über 400 Meter ein riesiger Leistungssprung ist“, betont er.

Auch wenn ihm zwischenzeitlich Verletzungen zu schaffen machten, fühlt sich Fabian Dammermann bereit für höhere Ziele. „In dieser Saison wollen wir die Qualifikation für die WM 2025 in Tokio schaffen. In Japan möchte ich eingesetzt werden und das Finale erreichen.“ Die Motivation zieht er auch aus einer Niederlage. „2021 verpasste ich um Haarsbreite die Qualifikation für die Olympischen Spiele in Tokio, ich habe also noch eine Rechnung offen“, betont er. In seine Pläne passt, dass er sich in diesem Jahr erstmals auf den Sport konzentrieren kann. Mittelfristig steht das Referendariat an. Wie sich das Lehrerdasein mit dem Spitzensport verträgt, ist schwer abzusehen. Eins ist indes sicher: Als Spitzensportler und Olympionike taugt er zum Vorbild.



Hat seine Ziele fest im Blick: Fabian Dammermann konzentriert sich nach seinem Abschluss auf den Sport.



Am liebsten in der Natur und stets bergauf – Daniel Kluger besteigt leidenschaftlich gerne hohe Berge, darunter die Gipfel des Himalayas. In Münster hat er im Alpinum des Botanischen Gartens der Universität Münster einen Rückzugsort gefunden, der ihm die Möglichkeit gibt, seiner Leidenschaft für die Berge ein wenig nachzugehen.

Mehr als reine Kopfsache

Dem Zusammenspiel von Gehirn und Körper ist Dr. Daniel Kluger auf der Spur. Der Europäische Forschungsrat hat ihm im September einen „ERC Starting Grant“ zugesprochen. Damit kann der Psychologe in den kommenden Jahren eine eigene Forschungsgruppe aufbauen. Dr. Kathrin Kottke

Schon als Kind war die Natur für Dr. Daniel Kluger ein wichtiges Element, um glücklich und ausgeglichen zu sein. „Es gibt Fotos, auf denen ich mit eineinhalb Jahren in den französischen Alpen grundzufrieden auf Berge starre“, erinnert er sich. Mit der Natur im Einklang sein, Körper und Geist im Gleichgewicht: Dieses Zusammenspiel fasziniert ihn heute wie damals. Zu verstehen, wie das Gehirn funktioniert, ist die Berufung von Daniel Kluger. Am Institut für Biomagnetismus und Biosignalanalyse der Medizinischen Fakultät erforscht er das Zusammenspiel der Hirnaktivität mit den vielfältigen dynamischen Prozessen im Körper. Dass er beruflich in der Forschung landen würde, war nicht geplant. „Während meines Psychologiestudiums saß ich in einer Vorlesung von Prof. Dr. Ulrich Mußhoff. Er referierte über die komplexe Entwicklung des Gehirns. Ich fing vom ersten Moment an Feuer. Das war der Wendepunkt für mich: Ich will Forscher werden und nicht Psychotherapeut“, betont der 35-Jährige.

Das Forscherleben hat es gut mit ihm gemeint. Im September erhielt er vom Europäischen Forschungsrat (ERC) einen „ERC Starting Grant“. Die Förderung in Höhe von 1,5 Millionen Euro ermöglicht es dem Wissenschaftler, eine eigene Arbeitsgruppe aufzubauen. „Im Körper gibt es viele rhythmische Prozesse wie die Atmung oder den Herzschlag. Sie erfüllen nicht nur überlebenswichtige Funktionen, sondern beeinflussen auch die neuronale Verarbeitung im Gehirn und steuern so das menschliche Verhalten“, erklärt Daniel Kluger. Diese Gehirn-Körper-Zustände will er nicht nur verstehen, sondern auch im Kontext verschiedener neuropsychiatrischer Störungsbilder, etwa Epilepsie und Angsterkrankungen, erarbeiten. „Die engen Zusammenhänge zwischen der psychischen und körperlichen Gesundheit zeigen, dass unsere Gedankenwelt eben nicht ‚reine Kopfsache‘ ist, sondern als Teil des dynamischen körperlichen Systems untrennbar mit diesem verknüpft ist.“

Dass Daniel Kluger seine Arbeitsgruppe nun nach seinen Vorstellungen aufbauen kann, erfüllt ihn mit großer Dankbarkeit und Freude. „Es war ein glücklicher Zufall, dass ich den Antrag beim Europäischen Forschungsrat gestellt habe“, sagt er. Ermutigt habe ihn eine Professorin aus Maastricht, mit der er auf einer

Konferenz in Italien ins Gespräch gekommen sei. „Ich sollte ihr unverbindlich mein Forschungsexposé und meinen Lebenslauf schicken.“ Gesagt, getan. Sie ermutigte ihn, einen Antrag einzureichen.

Es gibt viele Gründe, warum das Gehirn für Daniel Kluger das faszinierendste Organ des menschlichen Körpers ist. Zwei Beispiele machen es deutlich: Es besitzt rund 90 Milliarden Zellen, und die Länge aller Nervenbahnen im Gehirn eines Erwachsenen beträgt rund 5,8 Millionen Kilometer – das entspricht dem 145-fachen Erdumfang. „Allein dieses Wissen übersteigt oft das Vorstellungsvor-
mögen. Deshalb kann ich mir nichts Spannenderes vorstellen, als soviel wie möglich über dieses Organ herauszufinden“, sagt er. Am Institut für Biomagnetismus und Biosignalanalyse steht ihm dafür ein Magnetenzephalograph, kurz MEG, zur Verfügung. Insgesamt 275 Sensoren und über 1.000 Messpunkte pro Sekunde in jedem Sensor messen die Hirnaktivität räumlich und zeitlich hochauflösend. „Mit dem MEG können wir Dinge messen, die bisher nicht möglich waren. Zusammenhänge aus dem Alltag, etwa warum wir beim Bogenschießen kurz die Luft anhalten oder beim Heben eines schweren Gewichts ausatmen, können wir nun besser erklären“, betont Daniel Kluger.

Im Labor zu stehen und live zu beobachten, wie das Gehirn funktioniert, ist für Daniel Kluger die treibende Kraft. Vor allem wenn die Grundlagenforschung eines Tages Anwendung findet und Patientinnen und Patienten hilft, gesund zu werden. Genauso wichtig ist ihm die Work-Life-Balance seiner Arbeitsgruppe. Dafür hat sein Team ein Handbuch, das sogenannte Lab-Handbook, entwickelt, in dem Regeln für ein langfristiges Wohlbefinden festgehalten sind – „eine Art Philosophie, die wir hier leben“, erklärt er. Festgeschrieben ist dort unter anderem, wie ein respektvolles Arbeitsumfeld geschaffen und erhalten werden kann.

Ein Aspekt, der wohl für viele Bereiche der Wissenschaft gilt, besonders aber für die Hirnforschung, ist, dass auf jede Antwort viele neue Fragen folgen. Er verhält sich wie beim Wandern oder Trekking – nach jedem Berg kommt ein neuer Gipfel. „Ich mag es, wenn es bergauf geht. Und zwar in jeder Hinsicht.“

Großes Interesse an der Vier-Tage-Woche

Das Wohlbefinden steigt, wenn die Arbeitszeit sinkt – bei gleichbleibender oder sogar leicht steigender Produktivität. Das zeigt eine viel beachtete Studie der Universität Münster unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Julia Backmann, die Mitte Oktober die Ergebnisse vorstellt. *Brigitte Heeke*

Wer hat nicht alles bei ihrem Lehrstuhl angeklopft, mit der Bitte um Zitate und Studienergebnisse! „Aber das Außergewöhnlichste war die Anfrage der ‚Maus‘ vom WDR“, findet Prof. Dr. Julia Backmann, deren Forschungsprojekt auf diese Weise in einem klassischen ErklärfORMAT der Kindernachrichten erschien. Schon nachdem sie ihre Pilotstudie zur Vier-Tage-Woche begonnen hatte, stand ihr Telefon nicht mehr still. Zur Vorstellung der Ergebnisse war die Wirtschaftswissenschaftlerin Mitte Oktober sogar in die nordrhein-westfälische Landespressekonferenz eingeladen. Nach der Pressekonferenz teilte sich das Team auf mehrere Räume im Düsseldorfer Landtag auf. Sobald ein Hörer aufgelegt wurde, klingelte das Telefon erneut. Viele Male stand Julia Backmann vor Kameras und Mikrofonen und erläuterte die Studienergebnisse. „Wir bekommen immer noch Anfragen“, berichtet die Forscherin. Sie freut sich auch darüber, dass viele der Firmen das neue Arbeitszeitmodell über den sechsmonatigen Projektzeitraum hinaus erproben oder beibehalten möchten. Dass sie die Redaktion der „Maus“ zu Dr. Felix Hoch, dem Co-Leiter der Studie, durchstellte, war ein Signal der Wertschätzung. „Das Projekt ist eine Teamleistung mit zwei Habilitanden, einer Doktorandin, einem Doktoranden und 17 Master-Studierenden. Auch die Medienanfragen haben mehrere von uns übernommen“, unterstreicht Julia Backmann.

„Das Thema ist sehr emotional, wir haben entsprechende Reaktionen darauf erlebt“, erläutert die Wissenschaftlerin. Die Pilotstudie zeigte, dass das Wohlbefinden steigt, wenn die Arbeitszeit sinkt – bei gleichbleibender oder sogar leicht steigender Produktivität. „Die Vier-Tage-Woche führte zu einer signifikant positiven Veränderung der Lebenszufriedenheit, die sich hauptsächlich durch die zusätzliche Freizeit ergab“, betont die Forscherin. Vor dem Pilotprojekt äußerten demnach 64 Prozent der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter den Wunsch, mehr Zeit mit der Familie zu verbringen. Nach der Einführung der Vier-Tage-Woche sei dieser Wert auf 50 Prozent gesunken. „Man muss zwar aufpassen, dass diese Ergebnisse nicht überinterpretiert werden“, räumt Julia Backmann ein. „Aber es ist schön, wenn eine wissenschaftliche Studie so viel Wirkung hat.“

An dem Pilotprojekt der Berliner Unternehmensberatung Intraprenör und der Organisation „4 Day Week Global“ zur Einführung der Vier-Tage-Woche nahmen 45 Organisationen aus verschiedenen Branchen teil. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entwickelten selbst Maßnahmen zur Umsetzung, sei es durch effektivere Meetings oder den Einsatz digitaler Hilfsmittel. Mit wie viel Begeisterung diese dabei am Werk waren, hat die Wissenschaftlerin überrascht. „Diese Motivation bekommt man in Veränderungsprozessen sonst nicht so gut hin“, weiß Julia Backmann. Aktuell untersucht sie, ob sich der Stresslevel der Beteiligten im Projektzeitraum nicht nur gefühlt, sondern auch objektiv verändert hat. Als Grundlage dafür dienen über 600 qualitative Interviews, Daten aus Fitnesstrackern und Cortisol-Messungen in Haarproben, die ein Labor des Universitätsklinikums analysiert hat.

Unternehmerisches Denken kennt die Professorin bereits seit ihrer Kindheit aus dem elterlichen Tischlerbetrieb im Münsterland. Sie entschied sich aber für ein European-Business-Studium an der FH Münster und der University of Portsmouth und einen Master in Human Resource Management an der London School of Economics. „Ich wollte immer die Welt sehen.“ Nach Stationen am irischen University College Dublin, in der Beratung, an der WHU – Otto Beisheim School of Management sowie der Ludwig-Maximilians-Universität München und mehreren Forschungsaufenthalten im Ausland, unter anderem in Japan und Australien, reizte sie an der Professur für die Transformation der Arbeitswelt, dass die Stelle in Münster neu geschaffen worden war. „Es ist wie eine grüne Wiese – ich kann Themen von Grund auf neu gestalten und innovative Ideen vorantreiben.“ Als sie 2022 in ihre Heimat zurückkehrte, erfüllte sich die Forscherin zudem den lange gehegten Wunsch nach einem eigenen Hund. Mit dem Mini American Shepherd dreht Julia Backmann nun vom Büro am Schlossplatz oder von ihrem Zuhause aus viele Runden in der Natur. Oder sie bringt ihm etwas bei: „Der Hund kann jeden Trick der Welt.“

Zur „New Work“ gehören verschiedene Modelle, mit der Arbeitszeit umzugehen. Julia Backmann leitete eine bundesweite Pilotstudie zur Vier-Tage-Woche, deren Ergebnisse von vielen Redaktionen veröffentlicht wurden.





Beeindruckend und unerschütterlich

Für sein langjähriges Engagement für die Entwicklung neuer hybrider Lehrformate am Fachbereich Medizin hat Maurice Dellin im November die Universitätsmedaille erhalten. Ehrenamtlicher Einsatz ist für den Nachwuchsmediziner Leben und Leidenschaft zugleich. *Dr. Kathrin Kottke*

egal, wo man Maurice Dellin trifft, ob im Fachschaftsraum, im Hörsaal, in der Uniklinik oder unterwegs auf dem Medizincampus, sein breites, freundliches Lachen strahlt schon von weitem. Sympathisch und offen, so könnte man den frischgebackenen Medizinabsolventen auf den ersten Blick beschreiben. Beim näheren Kennenlernen offenbart er noch viel mehr: engagiert und motiviert, interessiert und vielseitig, ein Macher und Teamplayer zugleich.

Seit dem ersten Tag seines Studiums im Oktober 2017 ist Maurice Dellin ein Hans Dampf in allen Gassen. „Schon während meiner Schulzeit habe ich mich in vielen Bereichen engagiert, zum Beispiel im Organisationskomitee des Abiballs. Deshalb lag es für mich nahe, einfach mal bei der Fachschaft vorbeizuschauen und zu fragen, ob sie noch Unterstützung brauchen“, erinnert sich der 24-Jährige. Und so wuchs die Liste seines ehrenamtlichen Engagements: Mitglied der Fachschaftsvertretung, Referent für IT und Digitalisierung, Vertreter im Fachbereichsrat, Gruppenleiter der Münsteraner E-Learning Docs – um nur einige Beispiele zu nennen.

Bei all seinen Tätigkeiten schlug sein Herz vor allem für die Entwicklung technischer Innovationen. Wie gut er sich auf diesem Gebiet auskennt, zeigte sich, als Anfang 2020 die Covid-19-Pandemie den Hochschulbetrieb lahmlegte. „Es fehlte an Personen, die bereits Erfahrung mit digitalen Lehrformaten hatten. Ich habe mich des Problems angenommen und mit anderen Studierenden ein Konzept und die technische Infrastruktur für die digitale Lehre in der Medizin entwickelt“, erzählt Maurice Dellin. Für diese Entwicklung erhielten er und sein Team den Sonderpreis Lehre der Medizinischen Fakultät und den Studierendenpreis der Universität Münster. Mit der Verleihung der Universitätsmedaille im November wurde Maurice Dellin nicht nur für die Entwicklung neuartiger Formate in der hybriden Hochschullehre geehrt, sondern auch für sein „exzellentes Projektmanagement, seine beeindruckende Innovationskraft und sein unerschütterliches Verantwortungsbewusstsein“, wie es im Vorschlagsschreiben von Prof. Dr. Bernhard Marschall, Studiendekan der Medizinischen Fakultät, für den Ehrenpreis heißt.

Wer jetzt denkt, dass ein junger Mensch dadurch „abheben“ könnte, der irrt sich bei dem Nachwuchsmediziner. Er steht mit beiden Beinen fest auf dem Boden und wirkt stets gelassen. Kaum zu glauben, denn das Medizinstudium gehört zu den anspruchsvollsten Fächern an einer Universität. Neben viel Theorie stehen zeitintensive vorklinische Phasen, das erste und zweite Staatsexamen und das praktische Jahr an. Außerdem hat Maurice Dellin in dieser Zeit bereits eine Doktorarbeit geschrieben und in diesem Jahr mit „summa cum laude“ abgeschlossen.

All das zusammengenommen zeigt, dass Maurice Dellin nicht nur zu den Menschen gehört, die sich gern in ihrer Freizeit engagieren, sondern dass er dafür brennt. „Ich habe die zusätzliche Arbeit nie als Stress oder Belastung empfunden. Im Gegenteil. Es ist meine Leidenschaft und mein Hobby zugleich. Ich bin dankbar, dass ich den Freiraum hatte, vieles mitzustalten, Themen anzutreten und gemeinsam mit vielen tollen Menschen umzusetzen“, betont er.

Dass sich die vielen Bemühungen gelohnt haben, zeigt die Versteigerung der neuen Konzepte: Seit Herbst 2022 sind alle Medizinhörsäle mit Hybridechtechnik ausgestattet, sodass eine Live-Übertragung aller Vorlesungen möglich ist. „Münster nimmt bei diesem Thema eine Vorreiterrolle ein. Wir wurden bereits von Interessenten der Universitäten Aachen, Marburg und München zur Umsetzung der digitalen Hochschullehre befragt. Dieses Wissen geben wir gerne weiter“, sagt er.

Im November hat Maurice Dellin sein Medizinstudium erfolgreich abgeschlossen. Ein Jobangebot führt ihn vielleicht ins schweizerische Davos, wo er ab April nächsten Jahres als wissenschaftlicher Mitarbeiter am „AOR Research Institute“ arbeiten könnte. Vielleicht klappt es aber auch mit einer Stelle in der Unfallchirurgie am Universitätsklinikum Münster. Auf jeden Fall sieht Maurice Dellin seine Zukunft nicht nur in der Krankenversorgung, sondern möchte Klinik, Forschung und Lehre miteinander verbinden. Sonst würde ihm wahrscheinlich auch langweilig werden.

Erfolgreich distanziert

Prof. Dr. Michael Seewald saß Mitte Dezember in einem Café in Paris, als er telefonisch davon erfuhr, dass er mit dem Leibniz-Preis 2025 ausgezeichnet wird. Als er davon wenige Tage später in einem Café am münsterschen Domplatz erzählt, wird schnell klar, dass ihm diese Auszeichnung nicht zu Kopf steigen wird. *André Bednarz*

Die Fakten – ein Theologe, der kurz vor Weihnachten mit dem Leibniz-Preis den wichtigsten deutschen Wissenschaftspreis erhält und ohnehin als Forscher sehr schnell und früh vieles erreicht hat – könnten suggerieren, dass ein Porträt über Prof. Dr. Michael Seewald ein einfaches Unterfangen, gar ein Selbstläufer werden würde. Doch so leicht macht es einem der Dogmatiker und Dogmenhistoriker der Katholisch-Theologischen Fakultät nicht.

Das liegt daran, dass Michael Seewald zu vielem, etwa Titeln, Preisen, Zuschreibungen und sogar seinem Fach, eine Distanz einnimmt. Selbst bei seiner Biografie im Wortsinne, also der Beschreibung seiner Lebensgeschichte, hält er es so. „Selbstbespiegelung oder die Idee, dass es so etwas wie schicksalhafte, biografische Verkettungen gibt, sind mir fremd. Ich suche nicht nach roten Fäden in meinem Leben“, erklärt der Theologe. Das wirkt weder wie eine bewusste Untertreibung noch wie eine zwanghafte Unnahbarkeit. Es scheint schlicht Dinge zu geben, denen Michael Seewald kein (großes) Gewicht beimisst. Unwichtig oder uninteressant müssen sie deshalb aber nicht sein: 1987 in Saarbrücken geboren und dort mit deutscher und französischer Staatsangehörigkeit aufgewachsen, studierte Michael Seewald in Tübingen, Pune (Indien) und Frankfurt am Main katholische Theologie, Philosophie und Politikwissenschaft. In München promovierte er, habilitierte sich dort nach längeren Studienaufenthalten in Boston und folgte 2017 einem Ruf an die Universität Münster. Als Abiturient gewann er den Bundeswettbewerb „Jugend debattiert“, 2013 ließ er sich zum Priester weihen. Seit 2022 ist er Sprecher des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ und seit Januar 2024 Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

Auch wenn Michael Seewald die beschriebenen Rollen als „Aufkleber“ bezeichnet, lassen sie sich für dieses Porträt nutzen. So formuliert der 37-Jährige, angesprochen auf „Jugend debattiert“, dass es ohne Debatten einfach nicht gehe und es ihm ein Ansporn sei, erst recht zu debattieren, wenn jemand eine Diskussion für beendet erklärt. Besonders in seinem Fach, der Dogmatik, komme es immer wieder vor, dass Personen

„Lehrämter“ beanspruchten, um „autoritativ vermeintliche Wahrheiten“ zu verkünden. Darum gehe es ihm weder als Hochschullehrer und Wissenschaftler noch wenn er gelegentlich als Priester in Erscheinung tritt. „Wichtig ist immer die überzeugende Kraft des besten Arguments.“ Da kommt ihm die Ausbildung als Philosoph gelegen, gehe es in dem Fach doch um „analytische Klarheit von Aussagen“.

Dafür braucht Michael Seewald die Sprache. Sein Anspruch: klare und ansprechende Texte schreiben. Nicht im kitschigen Sinne, sondern in „Form von schlichter Schönheit“, wie er sie täglich, nach manch unbefriedigender wissenschaftlicher Lektüre, in „schöner Literatur und Musik“ suche. In dieser Abgrenzung zu anderen, ihren mitunter langweiligen Texten, und dem Wunsch, es anders zu machen, liegt eine Besonderheit, die Michael Seewald eine „ironische Distanz zur Theologie und meinem Beruf“ nennt. Vielleicht, so zurückhaltend formuliert er es weiter, sei diese Herangehensweise ein Grund dafür, dass etwa seine Bücher oder manche seiner bewusst reduziert gehaltenen Medienauftritte einen „Nerv zu treffen scheinen“, in denen er in der Außenwahrnehmung entweder „andere Dinge“ oder „Dinge anders“ erzähle. Michael Seewald präzisiert im Gespräch fortwährend seine Aussagen und formuliert andere Sichtweisen, nimmt sie vorweg, um den Gegenstand gleichsam ein wenig fernzuhalten. Zum Beispiel den Erhalt des Leibniz-Preises: Er habe schlicht Glück gehabt, da andere auch fähig seien, ihn aber nicht bekämen. „Ich habe ein abgeklärtes Verhältnis zu Auszeichnungen und Titeln“, betont er in gewohnt distanzierter Art.

Diese Haltung lässt durchaus danach fragen, wie dieser erfahrene und zugleich immer noch recht junge Wissenschaftler so viel erreicht haben kann, ohne dass er von sich sagen würde, dass er im klassischen Sinne ehrgeizig sei. Michael Seewald wäre sicher gegen diese Psychologisierung, aber vielleicht liegt so manches an seiner Herkunft. Denn besonders lebhaft spricht er von seiner Heimat, dem Saarland. Hört man ihm zu, bekommt man den Eindruck, dass es als „Zwischen- und Grenzraum“ eine besondere Identität ausgeprägt hat. Nicht voll und ganz deutsch, nicht voll und ganz französisch, sondern eigen – etwas distanziert eben.



Wie der im Entstehen begriffene „Campus der Theologien und Religionswissenschaften“ an der Ecke Hüfferstraße/Robert-Koch-Straße mit der Stiftung (vorne) und dem Neubau (hinten) verbindet auch Michael Seewald prozesshaft Altes und Neues, indem er als Wissenschaftler die Geschichte und Gegenwart der katholischen Glaubenslehre ergründet.

IMPRESSUM**Herausgeber:**

Rektor der Universität Münster, Schlossplatz 2, 48149 Münster

Projektleitung:

Christine Thieleke

Redaktion:

Norbert Robers, Christine Thieleke

Texte:

André Bednarz, Hanna Dieckmann, Brigitte Heeke,
Dr. Christina Hoppenbrock, Dr. Kathrin Kottke,
Linus Peikenkamp, Anke Poppen

Gestaltung:

goldmarie design

Übersetzung:

Ken Ashton

Fotografien:

Nike Gais Fotografie (Porträtfotos),
Christoph Steinweg (Foto S. 1)

Druck:

Joh. Burlage GmbH & Co. KG

Auflage:

2.000

Diese Broschüre wurde auf FSC-zertifiziertem Papier (Soporet Premium Offset) mit Ökofarben gedruckt. Das verwendete Papier ist wie folgt zertifiziert:
FSC, EU Ecolabel



Druckprodukt mit finanziellem
Klimabeitrag
ClimatePartner.com/11415-2501-1001

Münster, Februar 2025